

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 8 (1940-1941)
Heft: 11

Artikel: Briefe
Autor: Brentano, Bernard von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758191>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Briefe

von

Bernard von Brentano

Zu der erlauchten Versammlung jener vorwiegend norddeutschen Offiziere und Staatsmänner, welche — um ein Wort von Mommsen auf Moltke zu gebrauchen — die Schlachten so zu gewinnen wie zu beschreiben verstanden, gehört auch ein Mann, der es zwar nur zum Major gebracht hat, und das sowohl in der Armee als in der Literatur, der aber trotzdem im Gedächtnis der Gebildeten seinen Klappesitz behaupten wird, weil er zwei auszeichnende Eigenschaften besass: er war ein guter Briefschreiber und ein treuer Freund.

Bernhard von Lepel, und er ist gemeint, stand als Leutnant bei den Gardegrenadieren in Berlin, als ein junger Apotheker gehilfe in das Regiment eintrat, um dort sein Jahr abzudienen, ein gewisser Theodor Fontane.

Aus der Begegnung der beiden Männer entstand eine Freundschaft, die bis zum Tode Lepels währte, und ein Briefwechsel, der zu den menschlich wärmsten dieser Gattung gehört. In seinen Erinnerungen „Von Zwanzig bis Dreissig“ hat Fontane später dem Freund ein Denkmal gesetzt. Wer sich die Mühe macht, die kleine Abhandlung zu lesen, wird reich belohnt; die Skizze ist ein Meisterwerk Fontanescher Prosa, ein entzückendes Gebilde aus abgewogenen Sätzen und klugen Bemerkungen.

Der umfangreiche Briefwechsel, der soeben in zwei Bänden bei C. H. Beck, München, erschienen ist, macht die Beziehungen der beiden Freunde vollends deutlich; indem er Lepels Charakter ganz offenbart, fällt auch auf Fontane einiges neues Licht.

Der scharfäugige Wanderer durch die Mark war jung, unbekannt und arm, als er Lepel begegnete, oder, um es mit seinen eigenen Worten zu sagen, er war „ohne Vermögen, ohne Familienanhang, ohne Schulung und Wissen, ohne robuste Gesundheit ins Leben getreten, mit nichts ausgerüstet als einem poetischen Talent und einer schlechtsitzenden Hose (auf dem Knie immer Beutel)“.

kan

eige 694

m:

Dagegen war Lepel ein Aristokrat, nicht ohne Vermögen, in der gesicherten Stellung des aktiven Offiziers, was zu jener Zeit noch viel freie Stunden bedeutete, und schon durch einige Gedichte literarisch bekannt geworden. Diese äusseren Vorzüge wurden von inneren begleitet; der liebenswürdige Schüler und Bewunderer Platens besass echte Begeisterungsfähigkeit und eine zwar nicht feurige aber anständige Seele. Gleich der erste Brief der Sammlung (vom April 1844) fotografiert den ganzen Mann. „Was Ihre gütige Einladung betrifft, schreibt er dort an Fontane, so wird es dem „Leutnant“ zu besonderer Freude gereichen, den Abend bei dem „Grenadier“ zuzubringen; auch hofft der Erstere, dass seine aufrichtigen, freundschaftlichen Gesinnungen für den Letzteren von niemand in Zweifel gezogen werden. Es grüsst Sie Ihr ergebenster v. L.“

Fontane hatte zwei Vorlieben. Er schätzte die Mächtigen dieser Erde — „Menschen, die 5000 Grubenarbeiter beschäftigen, Fabrikstädte gründen und Expeditionen aussenden, waren mir immer im höchsten Masse sympathisch“ — und, er liebte zu lernen. Seine Eigentümlichkeit war, dass er ungewöhnlich lange Zeit auf der Schulbank des Lebens und im Vorhof der Kunst sass. 1819 geboren, veröffentlichte er 1878 seinen ersten Roman, 1896 sein Meisterwerk: Effi Briest. Uebrigens war er sich klar über die besonderen Schwierigkeiten seiner Natur und die allgemeinen seines Handwerks. „Storm, schreibt er einmal an seine Frau, Storm, der zu einem kleinen lyrischen Gedicht mehr Zeit brauchte als Brachvogel zu einem dreibändigen Roman, ist zwar mehr spazierengegangen als der letztere, hat aber doch als Künstler einen hundertfach überlegenen Fleiss gezeigt. Der gewöhnliche Mensch schreibt massenhaft hin, was ihm gerade in den Sinn kommt. Der Künstler, der echte Dichter, sucht oft vierzehn Tage lang nach einem Wort“. Flaubert würde diesem Satz Beifall geklatscht haben.

Auch Lepel gehörte zu den Menschen, von denen Fontane lernte. „Er besass“, schreibt Fontane, „ein verbindliches und zugleich dezidiertes Auftreten, Stattlichkeit der Erscheinung, natürliche Klugheit, Wohlwollen, Erzähler- und Rednergabe. Natürlich war er mir infolgedavon Autorität, und soweit es reichte auch Vorbild in allem Gesellschaftlichen, dabei lächelnd meine gelegentlichen Fragen beantwortend.“

ler,

zug] 45
na'

Mit den Jahren ging auch Fontanes Lehrzeit einmal zu Ende, und man kann in dem Briefwechsel der beiden Freunde mit dem Finger auf die Stelle deuten, wo das Verhältnis umschlägt, und aus dem Schüler Fontane der Meister wird — und kein besonders zärtlicher Meister.

Verbergen wir nicht, was der Briefwechsel mit Lepel ohnehin wieder verrät: Fontanes Charakter war schwierig. Trotz seiner Abstammung von französischen Flüchtlingen hatte er in hohem Masse die deutsche Eigenschaft der Nervosität, eine Seele wie Espenlaub. Er war ein märkischer und das heisst ein kühler, die Achseln zuckender Tasso, aber auch das nur zur Hälfte, zur andern — und hier kommt seine südfranzösische Vernunft durch — war er ein preussischer Antonio, zugleich verzagt und unermüdbar, arm, oft niedergeschlagen und verzweifelt, aber daneben immer wieder klug, die wirklichen Verhältnisse berechnend, voll Verständnis für das Gegebene, heute zart wie ein Mädchen, morgen gelassen wie ein Bauer — ein geheimnisvolles Erzeugnis der Natur, aber eben das Gefäss, in dem nach übermenschlich langer Reifezeit die letzte unter den vier grossen Darstellungen der Liebe entstand, welche das XIX. Jahrhundert hervorgebracht hat, nach Flauberts Bovary, dem Tristan von Wagner, der Anna Karenina von Tolstoi seine Effi Briest.

Ob Herr von Lepel seinen komplizierten Freund ganz verstanden hat, wage ich zu bezweifeln; aber er hat ihn sehr geliebt, ihm manchen leidenschaftlichen Brief verziehen und ausgeharrt. So hat sich erfüllt, was ihm Fontane einmal zurief: „Schreibe lange und gute Briefe, auf dass sie gesammelt werden und Du lange lebest auf Erden!“

Schon in der Form sind die folgenden Briefe, die nunmehr angezeigt werden sollen, von ganz anderer Art. Der Verlag Köhler und Amelang legt eine neue Ausgabe der tagebuchartigen Berichte vor, die der bekannte Freund des Philosophen Dilthey, der Graf Paul York von Wartenburg von einer italienischen Reise an seine Frau geschickt hat. Die schöne und preiswerte Ausgabe ist begrüssenswert; denn diese römisch-italischen Aufzeichnungen sind ein Werk ersten Ranges.

Mit unermüdlicher Gründlichkeit, welche von wirklicher Begeisterung für Kunstwerke so wenig zu trennen ist wie die Zärtlichkeit von der Liebe, betrachtet der wandernde Grand-seigneur, Dilettant und Philosoph, was ihm vor die Augen kommt. Dabei lautet seine Regel: „Nicht hineinsehen (in die Bilder) sondern heraussehen, das ist die Aufgabe, darauf kommt es an!“

Die Aufgabe wird gelöst, und am Gewinn hat der Leser Teil. Man prüfe selber.

„Bei Michelangelo ist die Einerleiheit von Pinsel und Meissel und Hammer und Kelle ein inneres Postulat. Er ist dadurch die Vollendung des Renaissancekünstlers, dass alle Differenz der Mittel und des Materials für ihn schwindet. Gleichsam alle Töne nimmt er zu Hilfe, Material und Mittel forcierend, um die Gewalt seiner Natur mit allen natürlichen Mitteln, eine zweite Natur, zur Geltung zu bringen. Michelangelo ist darum gross, weil er die Grenzen des Gegebenen nicht kennt. (Ein Antilaokoon Lessings). Wie in der Natur Farbe und Form, Sichtbares und Greifbares, Ruhe und Bewegung zusammen sind, und so nur die Natur sich ergibt, so mischt und konfundiert Michelangelo alle Elemente und Mittel, um eine zweite, höhere Natur zu kreiern.“

Kunsthistorische Ausführungen dieser Art bilden etwa die Hälfte des Buches, aber ebenso bemerkenswert wie diese scheint mir zu sein, was der Verfasser aus seiner Beobachtung der römisch-christlichen Religion heraussieht. Wie er nämlich näher hinschaut, fällt ihm jene tiefe Verwandtschaft zwischen Heidentum und Christentum auf, welche, von Luther angefangen, wohl noch jeden Nichtrömer, oder Nichtitaliener verwundert hat, und deren Offensichtlichkeit zur Vermutung verleiten könnte, wir übrigen Erdenmenschen seien von jeher eigentlich mehr Bekehrte gewesen, Produkte von Missionaren, als im Sinne und im Verhalten Romas ursprüngliche Bekenner. Aber lassen wir York selber sprechen. „Ich habe den Zusammenhang des antiken und des katholischen Rom auch darin gefunden, dass das alte Rom wie das neuere mit Tempeln und Kultusstätten gefüllt war. In jenem werden 423 Kultstätten aufgeführt, das jetzige Rom hat mehr als 360. Und meistenteils stehen die katholischen Kirchen auf oder an der Stelle der alten Tempel. Auch hier eine Meta-

morphe, bei Identität der Tendenz... Woher z. B. die Unzahl der Kultusmarien? Es wird natürlich nur eine Maria aufgenommen. Aber sie hat eine Mannigfaltigkeit von Funktionen: die Funktionärin wird separat angerufen und verehrt, wie ein Beamter, der verschiedene Ressorts verwaltet. Die Funktion wird von ihr erbeten, dafür ihr geopfert und Verehrung gezollt. Ähnlich waren es die Funktionen der Götter, welche die alten Römer postulierten und durch den Kultus zu bestimmen strebten."

Oder: „Im alten Rom hatten Götter und Heroen ihre Festtage, ihren Kalender... Jetzt die Kalender der Heiligen, die kirchlichen Feiern an den Konsekrationsstagen. Gleiche Uebereinstimmung in den Kultushandlungen, in der Kultustracht. Hier wie dort wird die Legende Geschichte und umgekehrt. Denn der Kultus, die Handlung, diktirt den Inhalt. Hier wie dort das Wunder wesentliches Ingredienz und Postulat. Denn es ist die Manifestation der Unbeschränktheit des Willens. Durch solches Medium bricht sich der reine Lichtstrahl des Christentums, welches, eingetreten in die Welt, nicht anders sein kann, als sein. Dies ergibt das clair-obscur, welches soviele Versicherungsbedürftige zum Katholizismus zieht. Hieraus aber auch erfolgt, dass Christentum aufgefasst wird als Wollen, nicht als theoretisches Wissen und Schriftgelehrtheit. Dem Verbalismus ist solche Macht stets überlegen.“

Mit diesen Bemerkungen vom Christentum als Wollen und der Unterlegenheit des Verbalismus, (welche in bedeutende Tiefen hinabreichen), vergleiche man, was der grosse Döllinger einmal bemerkt: „Rom hat in tausend Jahren, vom Fall des weströmischen Reiches an gerechnet, nie eine bedeutende Schule, nie eine weithin wirkende Bildungsanstalt besessen.

Genug auch davon.

Für den Leser, dem an solchen Spekulationen weniger liegen sollte, sei noch angemerkt, dass York unter die bedeutenden Prosa- und Schriftsteller gehört. „Auch die schönste und reichste italienische Vegetation, schreibt er einmal, ist immer nur Kleid, welches sich den festen Erdformen anschmiegt, während bei uns in Deutschland der Boden gleichsam neutral ist, die Vegetation aber eine selbständige Größe. Hier ist auch die Pflanze formiert, ihr Leben drückt sich als festes Sein aus. Bei uns ist Baum und Strauch formlos lebendig, das Leben selbst, nicht

ein Echo der Erde, vielmehr ein Abbild der wolkigen Atmosphäre, unbestimmt und ahnungsvoll."

Ist das nicht gut gesehen und schön gesagt? Und verdient nicht der Mann einen Preis, der von der Olive sagt, sie habe einen „gebrochenen, in Silbertöne umschlagenden Farbenglanz“?

Auf dem Weg zu einer nationalen Verkehrspolitik

Von Fritz Wanner

I

Die Erkenntnis ist heute Allgemeingut, dass die zentrale Lage der Schweiz im Herzen Europas sich als starke staatenbindende Kraft erwies und dass die Eidgenossenschaft als Hüterin der Alpenpässe zu allen Zeiten eine geschichtliche Mission zu erfüllen hatte. Dieser Auffassung gab Bismarck prägnanten Ausdruck, als er in der Reichstagssitzung vom 25. Mai 1870 die Beteiligung des Reiches am Bau der Gotthardbahn mit der Feststellung unterstützte:

„ein direkter Schienenweg durch die Alpen, der einzige von einer neutralen Macht wie der Schweiz abhängt und nicht in den Händen einer Grossmacht liegt, ist für Deutschland eine politische Notwendigkeit“.

Diese auch von Italien geteilte Auffassung ermöglichte erst den Bau der Gotthardbahn und der übrigen Alpenbahnen als europäische Gemeinschaftsleitung. Der Eidgenossenschaft erwuchs durch den treuhänderischen Besitz dieser europäischen Verkehrspfänder in gesteigertem Mass die Verpflichtung zu einer wehrhaften Neutralität. Der Hinweis ist berechtigt, dass im Hinblick auf diese Verpflichtung in der Schweiz vom einzelnen Bürger ein besonders grosses Mass persönlicher und finanzieller Einsatzbereitschaft für die Landesverteidigung verlangt werden muss. Innerhalb der Landesverteidigung ist der Schutz der lebenswichtigen Transitverbindungen heute zu einer besonders wichtigen Aufgabe geworden. Diese von der Ge-